

501

## Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Regö.

Um einen runden Tisch saßen ein paar umnebelte Seeleute und schrien ohrenbetäubend durcheinander. Die Sau saß auf dem Senie eines jungen Burichen, sie lag halb über den großen Tisch und spielte mit den Fingern in einer Pfütze von verschüttetem Bier. Von Zeit zu Zeit schrie sie denen, die am lautesten riefen, gerade ins Gesicht hinein. Sie war in den verfloßenen Jahren nicht weniger umfangreich geworden.

„Ne, seh mal einer an, das bist Du, Pelle?“ sagte sie und stand auf, um Pelle die Hand zu geben. Sie war nicht ganz nüchtern und hatte Mühe, seine Hand zu fangen. „Das ist ja nett von Dir, daß Du auch mal kommst; ich glaubte eigentlich, wir wären Dir nicht fein genug. Na, setz Dich man und trink einen Schluck, es soll auch nichts kosten.“ Sie nötigte ihn, Platz zu nehmen.

Die Seeleute waren verstummt, sie sahen da und starrten Pelle schlaff an. Ihre schweren Köpfe bewegten sich herrenlos. „Das is wohl ein neuer Kunde?“ fragte einer und die andern lachten.

Die Sau lachte auch, wurde aber plötzlich ernsthaft. „Den sollt Ihr aus dem Spiel lassen, denn der ist viel zu gut, um in irgendwas reingezogen zu werden, daß Ihr das man wißt.“ Sie sank auf einen Stuhl neben Pelle nieder und saß da und sah ihn an, während sie sich über das fette Gesicht strich. „Wie groß und stattlich Du von Wuchs geworden bist, aber mit den Kleidern ist es man schlecht bestellt! Ueberfuttet scheinst Du auch nich zu sein! — Ach, ich kenne Dich ja noch von damals her, als Du und Dein Vater hier ins Land kamen, ein kleiner Junge wartst Du und Lasse brachte mir das Gesangbuch von meiner Mutter mit!“ Sie schwieg plötzlich, und die Augen schwellen ihr an.

Einer von den Seeleuten flüsterete dem andern etwas zu, sie fingen an zu lachen.

„Laßt das Lachen nach, Ihr Schweine,“ rief sie wütend und ging zu ihnen hinüber. „Den da sollt Ihr mich nicht einseifen, der kommt als Erinnerung aus den Zeiten, als ich auch noch ein ordentlicher Mensch war. Sein Vater ist der einzige, der lebt und beweisen kann, daß ich einmal ein schönes, unschuldig, kleines Mädchen gewesen bin, mit dem man schlecht umgegangen ist. Er hat mich auf dem Schoß gehabt, als ich klein war und mir Kinderlieder vorgesungen.“ Sie sah sich herausfordernd um, und ihr rotes Gesicht zitterte.

„Damals hast Du wohl nicht soviel gewogen wie jetzt,“ fragte einer und umschlang sie.

„Nicht die Kleine foppen!“ rief ein anderer aus. „Siehst Du denn nich, daß sie weint? Nimm sie lieber auf den Schoß und sing ihr ein Wiegenlied vor, dann glaubt sie, daß es Lasse-Basse wär!“

Rasend griff sie nach einer Flasche. „Wollt Ihr woll still sein mit Eurem Gespött! Sonst kriegt Ihr diese an den Kopf!“ Ihre fetten Büge flossen ganz zusammen in ihrer Aufgelöstheit.

Sie ließen sie in Ruhe, und sie saß da und schluchzte, die Hände vor dem Gesicht. „Lebt denn Vater noch, Du?“ fragte sie ihn, „dann grüße ihn von mir, grüße ihn nur von der Sau, Du kannst mich ruhig Sau nennen, und sag ihm, daß er der einzige auf der Welt ist, dem ich etwas zu verdanken habe. Er hat gut von mir gedacht und hat mir die Todesnachricht von Mutter gebracht.“ Pelle saß da und lauschte angestrengt ihrer weinenden Rede, mit einem leeren Nächeln. Er hatte Kneifen in den Gedärmen vor Leere, und das Bier stieg ihm zu Kopf. Er entlann sich aller Einzelheiten von Stengaarden, als er das erste Mal diese Person sah und hörte, wie Vater Lasse ihr das Heim ihrer Kindheit vorhielt. Aber er verband keine weiteren Gedanken damit; das war schon lange her. Ob sie mir nicht wohl etwas zu essen gibt? dachte er und lauschte teilnahmslos ihrem Schnauben. Die Seeleute sahen da und starrten sie angestrengt an, ein feierliches Schweigen lag auf ihren umnebelten Gesichtern; sie glichen Betrunknen, die um ein Grab stehen. „So laß

nu mal endlich das Deckspülen nach und gib uns was zu trinken,“ sagte schließlich ein alter Kerl. „Unserins hat ja auch seinen Besuch gehabt von dieser Kindheitsunschuld und ich sage: Es ist aller Ehren wert, daß sie zu so einem alten Teufelskerl durch die Tür gucken will! Aber das Wasser laß nu man außenbords bleiben, sage ich! Je mehr man eine alte Schute schenert, um so mehr Schäden kommen zum Vorschein! — So, gib uns jetzt was zu trinken und dann die Karten, Madam!“

Sie stand auf und schenkte ihnen ein; die Gemütsbewegung hatte sich gelegt, aber die Weine waren ihr noch schwer. „Das ist recht — und dann wollen wir auch ne Ahnung davon haben, daß heute Sonntag ist! Zeig mal schnell Deine Kunst, Madam!“

„Aber das kostet eine Krone, das wißt Ihr ja,“ antwortete sie lachend.

Sie sammelten das Geld zusammen, und sie ging hinter den Schenkisch und zog sich aus. Im bloßen Hemd und mit einem brennenden Licht in der Hand kam sie wieder zum Vorschein. Pelle sah stumpf, wie ihr fetter Körper unter dem schmutzigen Hemd bibberte und hörte die heiseren Rufe und das Lachen der Seeleute. In seinem linken Ohr siedete ein endloser Laut und darunter schlug das Blut seine Kolbenschläge. Es war, als wenn ein Lärm aus einer andern Welt seinen Kopf anfüllte und ihn ums Gleichgewicht brachte. Er mußte sich am Tisch festhalten, um nicht umzufallen. Wie aus weiter Ferne, und als ginge es ihn gar nichts an, sah er, daß die Sau auf einen Stuhl kletterte und das Hemd hinten stramm zog. Ein Seemann hielt das Licht hinter ihren Rücken und nun zeigte sie, wie die Dünste mit einer bläulichen Flamme brennen konnten.

Während die andern hiervon ganz in Anspruch genommen waren, schlich Pelle hinaus. Ihm war ganz wirt vor Hunger und Roheit und betäubtem Schamgefühl. Auf's Geratewohl schlenderte er weiter und wußte weder aus noch ein. Er hatte nur ein Gefühl, daß ihm alles auf der Welt gleichgültig sei, mochte es ihm so oder so ergehen, mochte er weiter leben in mühevoller Redlichkeit oder sich mit Trinkerei besudeln oder umkommen — ihm war das alles einerlei. Was für einen Wert hatte es auch nur! Niemand kümmerte sich ja darum, nicht einmal er selbst. Keine Menschenseele würde ihn vermissen, wenn er vor die Hunde ging. Ja, Lasse, der alte Vater Lasse! Aber jetzt nach Hause gehen und sich in seinem ganzen Elend sehen lassen, wo sie so unsinnig viel von ihm erwartet hatten, das konnte er nicht. Sein letzter Rest von Schamgefühl bäumte sich hiergegen auf und arbeiten? Wozu? Der Traum war tot. Er stand mit dem dumpfen Gefühl da, daß er fast bis an den Abgrund gelangt war, der für die da unten so verhängnisvoll ist. Jahraus, jahrein hatte er sich schwimmend erhalten durch eine nie versagende Anspannung und mit der wahnsinnigen Vorstellung, daß es aufwärts gehe. Jetzt stand er dem Grunde des Daseins ganz nahe. — Er war so müde. Warum sich nicht auch noch ein kleines Stück sinken lassen, warum nicht dem Schicksal seinen Lauf lassen? Es lag eine süße Ruhe darin nach einem wahnsinnigen Kampf gegen die Uebermacht.

Der Klang geistlicher Lieder rüttelte ihn ein wenig auf. Er war in eine Gasse geraten, und gerade vor ihm lag ein großes, breites Haus, mit dem Giebel nach der Straße zu und einem Kreuz auf der Giebelspitze. Hunderte von Stimmen hatten im Lauf der Zeit versucht, ihn hierher zu locken; aber er hatte keine Verwendung dafür gehabt in all seinem Uebermut. Was war hier wohl zu suchen für einen schneidigen Jungen, und nun war er hier doch gestrandet! Er hatte ein Verlangen nach ein klein wenig Fürsorge, und hatte ein Gefühl, als habe eine Hand ihn hierher geführt.

Der Saal war ganz angefüllt mit armen Familien. Sie sahen so wunderbarlich zusammengedrängt auf den Bänken, jede Familie für sich. Die Männer schliefen in der Regel, die Frauen hatten genug zu tun, um die Kleinen zu beschwichtigen und sie zu veranlassen, hübsch dazusitzen, die Weine gerade ausgestreckt. Es waren Leute, die gekommen waren, um ein wenig gratis Licht und Wärme in ihr trübes Dasein zu bringen; den Sonntag wenigstens, meinten sie, könnten sie etwas davon verlangen. Die allerheruntergekommensten Armen aus der Stadt waren es, und sie suchten ihre Zuflucht hier, wo sie

nicht gerichtet wurden, sondern wo ihnen die Verheißung des tausendjährigen Reiches zuteil ward. Velle kannte sie alle, sowohl die, die er früher gesehen hatte, wie auch die andern mit demselben Ausdruck des Ertrinkens. Er fand sich bald traulich zurecht unter allen diesen kleinen zerzausten Vögeln, die sich von dem starken Wind hatten über das Meer tragen lassen und nun von den Wellen an Land geschwemmt wurden.

Ein großer Mann mit Vollbart und ein paar guten Kinderaugen stand zwischen den Bänken auf und schlug einen Gesang vor, es war Schmied Dam. Er sang vor und stand da und kniete zum Takt in die Kniee ein, und alle sangen sie lebend mit, jeder mit seinem eigenen Ton, von dem, was über sie hingegangen war. Gequält schlangen sich die Töne hinaus aus den trockenen, zerstörten Röhren, sie frochen zusammen, erschreckt darüber, daß sie ans Licht gekommen waren. Högernd entfaketen sie ein paar zarte Florschwinge und schlangen sich von den zitternden Lippen in den Raum hinaus. Und unter der Decke trafen sie mit Hunderten von Geschwistern zusammen und streiften die Verkommenheit ab. Sie wurden zu einem Jubel, groß und herrlich, über etwas ungerannt Reiches, über das Glücksländ, das nahe war. Velle war es, als sei die Luft angefüllt von sonnenbeschienenen Schmetterlingen —

„Selig, selig wird einstmal es sein,  
Wenn wir von Not und Glend befreit,  
Mit unserem Herrn Jesus gehen ein  
Zu des Himmelreiches Herrlichkeit.“

„Mutter, ich bin hungrig,“ sagte eine Kinderstimme, als der Gesang schwieg. Die Mutter, eine abgekehrte Frau, beschwichtigte beleidigt das Kind und sah sich verwundert um — was war das nur für ein dummer Einfall. „Du hast ja eben erst gegessen,“ jagte sie lauter, als sie es nötig hatte. Aber das Kind weinte weiter: „Mutter, ich bin so hungrig.“

Da kam Väter Jörgens Sören heran und gab der Kleinen einen Wecken. Er hatte einen ganzen Korb voll Backwerk. „Sind da noch mehr Kinder, die hungrig sind?“ fragte er laut. Er sah allen frei ins Auge und war ein ganz anderer als zu Hause. Hier lachte auch niemand über ihn, weil man munkelte, daß er der Bruder seines eigenen Sohnes sei.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Polizistenverschwörung unter dem Konsulat.

(Schluß.)

Betrachten wir nun die in das angebliche Komplott verwickelten Personen ein wenig näher. Demerville, der mallontene Beamte, ist der uninteressanteste unter ihnen. Ungleich merkwürdiger ist die Persönlichkeit und der Lebenslauf Ceracchi's. Der 1755 in Rom geborene Künstler, ein begabter Schüler Canovas, hat zu Bonapartes persönlichen Freunden gehört. Der Ursprung dieser Freundschaft war ein Erlebnis Bonapartes. Ceracchi hat diesem künftigen Konsul zur Zeit, da er noch ein einfacher Offizier war, in einer gefährlichen Situation beigegeben, als zwei Strolche in einem engen Gäßchen Händel mit ihm suchten. Es folgte ein enger Verkehr, dessen Vertraulichkeit die gemeinliche Armut und die Gleichheit hochfliegender politischer und sozialer Ideale steigerte. Es war in den Tagen, da sich Bonaparte als Schilling Buonarottis zu den Ideen Daboeuf's bekannte und mit den entschiedensten Jakobinern in Beziehungen stand. Die Freundschaft erlaltete rasch, als Ceracchi, nach Italien zurückgekehrt, Bonaparte als siegreichen, durch seine Erfolge stolz gewordenen, von maßlosem Ehrgeiz erfüllten General wiederfand, der den Gefährten seiner Sorgentage fast als Signor anredete und seine alten Ideale offenbar preisgegeben hatte. Gleichwohl versuchte Bonaparte noch nach seiner Rückkehr aus Aegypten Ceracchi, der unterdes nach Frankreich hatte fliehen müssen, wieder zu gewinnen. Aber Ceracchi taugte nicht zu der ihm zugedachten Höflingsrolle. Als sich Bonaparte von ihm modellieren ließ, schlug er in den Stellungen hartnäckig das alte kameradschaftliche „Du“ an und dem Maler David, der mit Anerbietungen von Titel und Gehalt zu ihm kam, hielt er eine Straßpredigt über politisches Verrätertum, die dem Freund Robespierres und Marats und nachmaligem Baron wenig erfreulich sein konnte. Ceracchi kam nicht mehr zu Bonaparte, und die Wüste blieb unvollendet.

Zu Ceracchi's Freunden gehörte damals der Historienmaler Topino-Lebrun, ein sehr talentierter Schüler Davids, aber in seinen politischen Ideen ausdauernder als sein Meister. Er war Geschworener des Revolutionstribunals gewesen, wurde aber seiner Wäßigung wegen unter Anklage gestellt und dankte sein Heil nur dem 9. Thermidor. In der Folge wurde er in den Prozeß gegen Baboeuf verwickelt, aber aus Mangel an Beweisen freigesprochen.

Im Kreise der italienischen Flüchtlinge kam Ceracchi in Verbindung mit dem ehemaligen Notar Diana, der von den 85 Sous täglich, die die Regierung den im französischen Exil lebenden Ausländern ausgesetzt hatte, ein arbeitsloses Dasein fristete. Diese Bekanntschaft sollte Diana in schlimme Händel bringen. Eine bedeutendere Rolle in der Affäre war dem schon erwähnten Joseph Arena zugebracht. Dieser 29-jährige pensionierte Brigadeschef der Gendarmes, ein ehemaliges Mitglied des Corps legislatif, gehörte einer korsischen Familie an, die mit den Bonaparte in bitterster Feindschaft lebte, die sich den Gebräuchen der Insel gemäß auf dem politischen Gebiet fortsetzte. Ein Bruder Joseph Arenas, Jean Barthelémy, hatte als Mitglied des Rats der Fünfhundert angeblich Bonaparte am 18. Brumaire erdolchen wollen, als dieser die Vertreter der Nation durch seine Grenadiere aus dem Sitzungssaal treiben ließ. — Joseph Arena wurde, vermutlich auf Wunsch Fouchés, der ein besonderes Vergnügen dabei empfand, just die Korben und Italiener in der Affäre zu kompromittieren, als das Haupt der Verschwörung hingestellt. Erwähnt sei auch die verdächtige Rolle, die ein Vetter Demervilles, Raymond de Varennes, Exadvokat und Exrevolutionär, ehemaliges Mitglied der gesetzgebenden Versammlung und des Rats der Alten, in der Affäre gespielt hat. Er war es, der Ceracchi bei Demerville eingeführt hatte. Varennes erstattete Lannes die Anzeige, daß in der Oper etwas gegen den ersten Konsul vorbereitet werde. Es scheint nach den Akten, daß er zuerst in den Prozeß verwickelt werden sollte, aber um seiner Denunziation willen verschont wurde. Manches spricht dafür, daß er von Anfang an in dieser Sache der Polizei Dienste leistete, also eine ähnliche Rolle wie Harel spielte, wenn auch vielleicht nur aus Feigheit.

Der Abend der Premiere war gekommen. Nach Harels Aussagen sollte Ceracchi ihm im Theatercafé Bilette für die vier Mitverschworenen bringen. Demerville dagegen mit einer großen Anzahl junger Leute im Tribunalpalais warten, um sofort nach der vollbrachten Tat zur Oper zu eilen und den Attentätern die Flucht zu sichern.

Ceracchi kam aber nicht. Harel wurde nervös und entschloß sich nach einer Stunde Wartens, zwei Bilette zu nehmen, um mit einem der Agenten das Theater abzusuchen. Kurz nach Beginn des ersten Aktes kam er endlich in Begleitung Dianas, der nach der Aussage Harels die Tat vollbringen sollte. Die im Theater diensthabenden Polizeibeamten wurden verständigt und nahmen beide fest. Weder Ceracchi noch Diana hatten Waffen bei sich.

Das Gerücht von einem Attentat verbreitete sich rasch im Publikum und verschaffte dem ersten Konsul bei seinem Erscheinen eine rauschende Ovation. Den Zeitungen aber wurde von den Konsuln Auftrag gegeben, die Sache so darzustellen, als ob es sich um Vandalismus gehandelt hätte. Bonaparte liebte es nicht, öffentlich konstatiert zu sehen, daß seine Beliebtheit nicht ganz allgemein sei.

Es folgte nun eine Verhaftung der andern — in ganzen wurden 19 „Verdächtige“ festgenommen, darunter die Haushälterin Demervilles, ihre zwei alten Courmacher, der Arzt Demervilles und einige angesehenere Leute, denen nichts vorgeworfen werden konnte, als daß sie Italiener waren. Demerville selbst, der am kritischen Tag in den Tuilerien spazieren gegangen war, stellte sich naiver Weise selbst. Topino-Lebrun versteckte sich und wurde erst später zufällig verhaftet.

Die Untersuchung führte Bertrand. Es war keineswegs leicht, einen glaubhaften Schuldbeweis zu führen. Von den „Attentätern“ waren lediglich die Polizisten bewaffnet gewesen, die Tatsache des Theaterbesuchs allein konnte Ceracchi und Diana nicht genügend belasten. Demerville hatte, statt die „jungen Leute“ zu kommandieren, herumgebummelt. Gegen Arena und Topino-Lebrun lag nur die schwankende Aussage Harels vor, der bald den einen, bald den anderen beziichtigte, die übrigens kaum fertiggestellten, ganz roh gearbeiteten Dolche geliefert zu haben, und die sechs fehlenden, angeblich bei Demerville zurückgelassenen Dolche waren nicht zur Stelle zu bringen. Bertrand half indes nach, wo der Tatbestand verlagte. Er bedrohte die Angeklagten, die nicht nach seinem Wunsch ausfragten, mit der sofortigen Füslierung, fälschte die Protokolle und wendete schließlich, da nichts helfen wollte, die Folter an. Der noch immer kranke Demerville gab nach, als man ihn nackt in die Luftluft eines halboffenen Fensters stellte und ließ sich zu einem „Geständnis“ herbei.

Fouchés und Bertrand waren bemüht, der Affäre einen möglichst großen Umfang zu geben und sie mit den Affären der zahlreichen andern, in derselben Zeit verhafteten Republikaner zu verbinden. Leute, die sich mündlich oder schriftlich ungünstig über den ersten Konsul geäußert hatten, wurden mit „Attentätern“, deren Gefährlichkeit zumeist wohl mit der der Demerville und Genossen auf einer Linie stand, von der Polizeipantastie zu einer fürchtbaren Gesellschaft von „Thyranicides“ (Thyranenmördern) vereinigt. Bonaparte selbst hatte Fouchés angedeutet, in welcher Richtung er die Untersuchung geführt wünschte. „Sehen Sie, ob nicht Sabicelli dabei ist!“ hatte er ihm gesagt. Sabicelli war ein alter Freund Bonapartes und ehemaliges Konventsmitglied. Es handelte sich also darum, möglichst viel Gegner des Konsuls, Republikaner und Baboeuisten zu kompromittieren und wenn nicht ihre Beurteilung, so doch ihre Deportation zu ermöglichen. In diesem Sinne leitete Bertrand die Untersuchung.

Die Anklage wurde schließlich gegen 8 Personen erhoben. Die Verhandlung wurde mit schamloser Parteilichkeit geführt. Die An-

geklagten widerriefen die ihnen abgepreßten Geständnisse und protestierten gegen die geführten Untersuchungsprotokolle. Der einzige Belastungszeuge war Garel. Die Jury fällt indes einstimmig ein Urteil, das die Angeklagten Demerville, Ceraachi, Arena und Lopino-Bebrun des Komplotts zur Ermordung des ersten Konjuls schuldig erklärte. Sie wurden zum Tode verurteilt, die anderen Angeklagten: Diana, die Haushälterin Demervilles, Mlle. Fumey und ihre beiden lächerlichen Salare freigesprochen. Die Nichtigkeitsbeschwerde der Verurteilten wurde abgewiesen. Die Hinrichtung fand am 11. Pluviose (31. Januar) 1801 statt. Die Zeitungen vermerkten sie ohne weiteres Detail. Die Köpfe fielen vor einer schweigenden Menge.

Garel bekam als Lohn zunächst 600 Fr. Noch vor der Verhandlung avancierte er zum Bataillonschef und erhielt einen gleichen Betrag für seine Equipierung. Auch sonst schienen seine Verhältnisse sich sehr gebessert zu haben, denn er bezog bald eine Wohnung in einem eleganten Stadtviertel. **Dito Pohl.**

## Das Leben auf einer Vogelinsel.

Von C. Schenkling.

Wenn man das Wort „Vogelinsel“ hört oder liest, so schweiften die Gedanken über viele Breiten hinweg, nach dem Norden oder Süden, und heften sich dort an einen Punkt, von dem uns einst ein Forscher oder Seefahrer berichtete und von dem der Dichter Chamisso in seinen „Drei Schiefertafeln“ sagt:

„Ein Inselchen,  
Das sich das Volk der Vögel auserlor  
Zur Raststatt in bewegtem Meereschoß . . .“

Auch heute möchte ich den Leser nach einem solchen Vogel-Eiland führen. Einer langwierigen Reise bedarf es nicht, denn das bewußte Inselchen liegt vor der westfriesischen Emsmündung und ist die westliche Nachbarinsel des weit und breit bekannten Vorkum; der Name unserer Vogelinsel aber ist Rottum.

Rottum ist das kleinste bewohnte Inselchen im Gebiet des deutschen und holländischen Küstenmeeres. Bei einem festen, Klippenartigen Untergrund erhebt es sich höher und trohiger über den Meeresspiegel als die benachbarten Inseln. Das rote und gelbe Gestein, mit Muschelschalen reich gemengt, hält den anprallenden Meereswogen widerstand und hochauf spritzt ihr Gischt, als wollten sie im Zorn das Hindernis wegräumen, das sich ihnen auf dem Wege in die Wester-Ems entgegenstellt. Rottum mißt in der Länge eine Wegstunde und ist in der Mitte halb so breit. Wie das nahegelegene Vorkum hat es die Form eines Hufeisens. Sein Boden ist zum Anbau irgendwelcher Kulturpflanzen ungeeignet. Bewohnt ist es dennoch, wenn auch nur von einer Familie. Die holländische Regierung hat nämlich einem vorgeübenden Posten auf diesem Inselchen seinen Wohnsitz angewiesen. Es ist der Inselvogt, der die Strandungen und sonstigen Vorgänge, die sich in dem gefährlichen Seebereich ereignen, beaufsichtigt, sowie die Strandgüter und Schiffsteile birgt, die die Wogen an den Strand werfen. Das ist kein heiteres Geschäft, denn unter den angeschwemmten Gegenständen befinden sich recht traurige Ueberreste, die den Beschauer zu ersten Gedanken stimmen. So herrscht in dem einstöckigen aber festgefügtten Häuschen, das der Vogt mit seiner Familie bewohnt, ein nur zu stilles Leben. Ueber ein halbes Jahr ist diese Inselfamilie vom Festlande getrennt, und Konserben aller Art helfen ihr, den Winter zu durchleben. Die kürzere Sommerperiode bringt dagegen eine angenehme und interessante Zeit, denn, ob der Inselvogt mit den Seinen auf dieser Erdscholle auch allein haust, die Familie sieht dann so manchen Besuch. Die Badegäste der benachbarten Inseln unternehmen Segelbootpartien nach Rottum, lassen sich von dem Wärter dies und jenes berichten und beim Abschiednehmen bleibt manches „Pflöchen“ in der Hand des freundlichen Inselführers zurück.

Die Landratte, die auf einer der benachbarten Inseln Familienbad fimpelt, Seewasser und Seesalt kniept, hat wohl in seinem Reiseführer von der Vogelinsel Rottum gelesen. Kühn geworden in dem Wellenspiel der blauen Flut, findet sich bald ein Gefährte, um auf einem Segelboot, das von zwei friesischen Leerjaden geleitet wird, die Ueberfahrt nach Rottum zu wagen. Wie weitet sich Brust und Herz, wenn bei gutem Winde das Boot draußen auf dem Meere preischnell dahinzieht! Wie aufmerksam wird jedes Fahrzeug verfolgt — dort der stattliche Dreimaster, der mit geblähten Segeln vorüberzieht, drüben am Horizont ein Koloss in ruhiger, erhabener Würde und überall Segelboote, große und kleine, und Fischerboots, faum zu zählen. Ueber dem Boot und seitwärts streichen mit scharfem, heiserem Geschrei die Segler der Lüfte, Möwen kreuz und quer umher. Und je mehr man sich dem Ziele nähert, desto zahlreicher werden die besiedelten Gärten. Scharf und dicht faust es den Vooisleuten um die Ohren. Und welche ungläublichen Geschrei und Getöse in diesen hin- und herwogenden Vogelscharen! Da gibts die seltsamsten und schärfsten Mißklangtöne! Hörst Du das „Kwi—kwi“?? Das ist der Austerfischer, der seinen besiederten Strandgenossen und den Fischerleuten Warnungsrufe gibt. Im Hui ist alles auseinander gestoben, denn es naht der gefürchtete Feind, die große schwarzköpfige Raubmöwe, die anderen Seebögel die Beute abjagt und unter Umständen solange verfolgt, bis sie den verächtlichen Fisch wieder herauswürgen, den der Räuber dann mit größter Gewandtheit erhascht, ehe er den

Wasserspiegel erreicht. Der krumme Haken des Oberschnabels, die großen Krallen und der schnelle Flug verleihen diesem Schmarocheräuber etwas Falkenartiges, da er aber ein schlechter Stoßtaucher ist, helfen ihm seine sonstigen Räuberereigenschaften nichts, und er mühte ohne seine Freiheit oft Hunger leiden. Mit schnellem Fluge und unter heiserem Getöse ist er unberichteter Sache davon-geslogen. Da vernimmt das Ohr ein eigenartiges lautes Pfeifen „kü—kü!“ Bald sind auch diese Nuser den Widen entzündet. „Dat sünt Tüten,“ bemerkt der friessische Steuermann, „die brenge gien Gefahr, sei brenge Regen!“ Also Regenpfeifer waren es.

Unter solchen Beobachtungen ist das Boot der Bruststätte nähergekommen. Immer zahlreicher sind die geflügelten Gäste in der Luft geworden, und eben solche Mengen schaukeln sich auf den Wellen. Welch ein Leben und Treiben, Welch ein Säusen und Toßen, Welch ein Gewirr von schreienden, pfeisenden und krächzenden Vogelstimmen!

Die Insel liegt vor dem Besucher. Die Landung macht keine Schwierigkeiten. Am Ball steht der Inselvogt, der auch darauf zu achten hat, daß die Vogelkolonie keine Störung und keinen Schaden erleidet, weder von vierfüßigen Räubern noch von Menschen, nämlich den Gästen, die nach der Insel kommen. Und hat ja einer der Besucher sein Gewehr mitgenommen, um auf hoher See einen Schuß zu tun, so nimmt der Vogt es in seine Obhut, denn „Schietgeweere zyn hier verboden!“ lächelt er den Nimrod an. Aber gern ist er bereit, die Gäste durch die Vogelkolonie zu führen, allerdings nur unter dem Versprechen, daß seine Anweisungen befolgt werden.

Wir treten mit ihm den Rundgang an. Langsamem Schrittes geht er uns voran. Es ist im Anfang der Brutzeit. Nicht weit sind wir gegangen, da stoßen wir hier und da auf spärlich mit Grasbüscheln bewachsene Stellen, die sich nach dem Strande hin vermehren. Der Bau des Nestes ist höchst einfach. Stubenartige Bodenvertiefungen sind höchst dürftig mit Algen, Tang, Seegras und Federn ausgefüllt, da und dort wird noch an den Rändern gebaut, andere sind fertig, in dritten finden wir bereits Eier, zwei, drei, vier. Nur wenige Nester erblicken wir, in denen schon das brütende Weibchen hockt. Auf Wunsch des Führers treten wir nur vorsichtig auf, streifen die künftige Vogelmutter auch nur mit einem Blick. Fast ohne Ausnahme verbarren die Weibchen auf dem Gelege; nur einzelne fliegen ängstlich davon. Die Nester lassen nur wenige eigentümliche Abweichungen erkennen und auch die Färbung der Eier ist nur wenig verschieden: schmutziggelb mit grün untermischt gleichen sie dem Dünenande, nur einige Arten sind spärlich dunkler gefleckt. Daselbst gilt von den unflügeln, erst mit Flaum bedeckten Jungen, die als unförmige Klumpen einzelne Nester ausfüllen. Die dürftige Ausstattung der Seebogelnester, die scheinbar nur wenig Elternliebe erkennen läßt, hat die gleiche Ursache wie der spartanisch einfache Bau der Hühner-, Sumpf- und Schwimmbogelnester: sie sind nicht zu längerem Aufenthalt der Jungen bestimmt. Sobald als möglich verläßt die Brut das Nest, um seinem Lebenselement zugeführt zu werden; eine warme und weiche „Kinderwiege“, wie man so gern das Nest der Singvögel nennt, ist hier also gar nicht am Plage.

Wir gehen weiter! Vor uns, so weit die kleine Insel sich ausdehnt, bemerkt das Auge nichts anderes als einen einzigen großen Brütelplatz von Seebögeln. Nester, nichts als Nester sehen wir überall dicht nebeneinander und an manchen Stellen so dicht beisammen, daß nicht das kleinste Fleckchen freigeblieben ist. Auf allen Seiten lauern unzählige Vögel, und wenn auch über uns ein gewaltig laufendes und flatterndes Geräusch von ab- und zustrichenden Individuen, ein unaufhörlich schnarrendes, pfeisendes und kreischendes Stimmengewirr die Ohren mehr als fattsam erfüllt, so blieb die großartige Vogelkolonie trotz unserer un erwarteten Erscheinung doch in ihrer ruhigen Verfassung.

Die Mehrzahl unter den besügeltten Bewohnern der Insel bilden die schneeweißen Möwen, darunter auch Raubmöwen, die durch ihr schäderndes Geschrei auffallen. Unter erstaunlichen Mengen von Silbermöwen bemerkt man auch die bereits erwähnten schwarzköpfigen Räuber. Unzählige von kleinen Sturmuhnen, die auch an der Ostsee in Mengen vorkommen und selbst im Binnenlande nicht selten (selbst das Häusermeer Berlins besuchen sie zur Winterszeit), jagen blitzschnell über den Wasserspiegel dahin, im Fluge einen Fisch erhaschend, um dann wieder blickartig davon-zuschicken. Es ist ein wunderbares und seltsames Leben in dieser Wasservogelwelt, das man als Festlandsbewohner nicht begreift, nur aufsaugt. Alle die Tausende von besügeltten Wesen sind Räuber, alle eifrige Fischer, die, um Beute streitend, einander stets mit Reid und Gier beobachten und feindlich begegnen. Eine wunderbare Veränderung geht aber mit den Tieren vor, sobald das Brutgeschäft beginnt.

Unter allen Seebögeln sind die Möwen die besten Eierleger, namentlich die Silbermöwen. Obwohl auch Fischjäger, sind die Seeschwalben dem Beobachter doch sympathischer. Besonders häufig ist die schwarzköpfige Brandseeschwalbe, deren Gabelschwanz weiß aussieht, während er bei der viel kleineren schwarzen Seeschwalbe schwarz gefärbt ist. Ein seltenerer Gast ist der große Säger, der ein geschickter Taucher ist und vom Dezember bis März an den offenen Gewässern Deutschlands erscheint. Wegen des Schadens, den er der Fischzucht zuzügt, wird er eifrig verfolgt. Sein schwarzgrauer schillernder Balg dient überdies als Belagerer. Höchst lebendige Vögel sind die Strandläufer und Austerfischer. Wegen ihrer Körperschwere zumeist auf dem Wasser treibend, kommen an

diesem Brutplaz auch Enten und Gänse. Dort schwimmen schöne grüne Brandenten mit rostroter Brustbinde, die sich sowohl durch ihre Daunen als ihre Eier sehr verdienstlich machen. Zu ihnen gesellen sich die Stockenten, die von allen Entenarten in den auf den ostfriesischen Inseln errichteten Vogelklojen am häufigsten gefangen werden. Auch die kleine Krickente, die Delikatesse von Föhr, hat hier ihre Brutplaz. Zwischen den Enten bewegt sich treibend und drehend die allbekannte Graugans, die zu Winterzeiten in Scharen das Festland besucht und sich überall niederläßt.

Wir verlassen die Insel mit ihrer großartigen Kolonie. Unterwegs erzählt uns der Vogt noch, daß den Nestjungen und Eiern gar mancherlei Gefahren drohen und er recht sehr auf dem Posten sein müsse, damit die Räuber nicht überhand nehmen. Marder, Biiesel und Ratten sind gefährliche Nestplünderer und abgesehen davon, daß sie zu guter Letzt die Kolonie vollständig zerstören würden, muß ihnen der Beamte auch deshalb auf den Pelz rücken, weil er nicht nur zur Pflege der Kolonie verpflichtet ist, sondern zur Legezeit aus allen Nestern Eier sammeln und sie an der 2 1/2 Stunden weit entfernten Küste an eine Hebestelle abliefern muß, die den Versand besorgt. Die Eier gelangen wegen ihres feinen Geschmades auf die Tafel der Feinschmecker unter den Nymheers. Man schätzt die jährliche Eierernte von Kottum auf 30 bis 40 000 Stück. Damit die reichfließende Eierquelle nicht versiegt, hat der Inselvogt beim Einjammeln alle Vorsicht und Schonung anzuwenden. Das Absuchen der Nester findet an jedem Morgen während der Legezeit statt, nämlich dann, wenn die Vögel auf der Nahrungssuche sind. Es geschieht in der Weise, daß die Weibchen von der Plünderung nichts merken, denn ein zu starker Eingriff würde über kurz oder lang die Kolonie veröden. Der Vogt ist aber auf seinem Gebiet ein Mann von Wissen. Er kennt die verschiedenen Arten der Seevögel, er kennt ihre Naturanlage und Legeart und weiß genau, wieviel Eier er jedem Neste entnehmen darf, damit im Legegeschäft keine Störung eintritt. Die letzten Eier bleiben zur Brut, um der Insel ihre Tausende von gefiederten Kolonisten zu erhalten.

### Kleines feuilleton.

Das Flugproblem vor Jahrtausenden. Wenn der Satz auf Wahrheit beruht, daß alles in der Natur veränderlich sei, so ist es eine zwingende Folgerung, sich die Verhältnisse der Erde in ihrer Gesamtheit in früheren Zeiten der geschichtlichen Entwicklung völlig anders vorzustellen, als sie heute sind. Sogar die einzige Größe, für deren Veränderung sichere Beweise bisher noch nicht erbracht worden sind, die Umdrehungszeit der Erde um ihre Achse oder, was dasselbe bedeutet, die Länge des Erdentages, kann kaum dieselbe gewesen sein. Es ist anzunehmen, daß die junge Erde sich schneller gedreht hat und daß sich die Drehung noch weiter verlangsamten wird, wenn auch diese Veränderung so allmählich vor sich geht, daß sie bisher in den Jahrtausenden der menschlichen Geschichte nicht zu merken gewesen ist. Auch in allen Einzelheiten muß die Vergangenheit sich anders ausgenommen haben, zum Beispiel auch in der Zusammensetzung der Atmosphäre. Schon lange ist der Verdacht ausgesprochen worden, daß früher einmal mehr Kohlenäure im Luftmeer enthalten gewesen sein dürfte, insbesondere zu der Zeit, als die ungeheuren Steinkohlenlager sich bildeten. Das sind zwar nur Vermutungen, aber es hat einen eigenen Reiz, sie mit Hilfe der Logik weiter zu verfolgen. Wenn mehr Kohlenäure in der Luft gewesen sein sollte, so müßte auch der Luftdruck ein anderer und zwar höherer gewesen sein als jetzt. Ob das nun der Fall gewesen sein kann, dafür läßt sich ein gewisser Grad von Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn man die ausgestorbenen Tiere längstvergangener Zeiträume der Erdgeschichte betrachtet, die nach Art der Vögel und vielleicht als deren Vorläufer auf die Fortbewegung durch den Flug angewiesen waren. Wenn diese Geschöpfe erheblich größer waren, als man heute fliegende Tiere auf der Erde findet, so muß man wohl den Schluß ziehen, daß früher das Fliegen leichter, also die Luft schwerer war. Dr. Harlé hat in einem Vortrag vor der Geologischen Gesellschaft Frankreichs diesen Schluß in anschaulicher Weise durchgeführt. Er nimmt an, daß zwei Vögel, zum Beispiel zwei Schwalben, völlig gleiche Gestalt haben, nur daß die Längennähe bei einer zehnmal größer wären. Die Oberfläche dieses Tierkörpers wäre dann bei diesem Vogel hundertmal größer, das Gewicht aber tausendmal größer. Eine solche Schwalbe würde in dem jetzt vorhandenen Luftmeer vielleicht überhaupt nicht mehr zu fliegen vermögen, denn sie müßte mit hundertmal stärkeren Muskeln eine tausendmal größere Arbeit leisten. Unter den ausgestorbenen Tieren gibt es nun aber Geschöpfe, die noch zwischen den Vögeln und Reptilien stehen und das Flugvermögen besäßen, aber an Größe alles übertrafen, was wir heute in der Vogelwelt sehen. Ein Pterodaktilus zum Beispiel ist mit einer Flügelweite von mehr als 8 Meter bekannt, und übertrifft sogar die Spannweite eines Albatros-Fleglers. Seine Lebenszeit fiel in die Kreideperiode. In der noch weiter zurückliegenden Steinoblenzeit aber hat es Libellen gegeben, deren Flügelweite einen Meter betrug. Da solche Wesen in der Luft, wie sie heute beschaffen ist, nicht fliegen könnten, so muß man wohl annehmen, daß der Luftdruck auf der Erde früher ein beträchtlich größerer gewesen ist. Gätten damals schon Menschen auf der Erde gelebt, so wäre ihnen die Lösung des Flugproblems weit leichter geworden.

### Naturwissenschaftliches.

Natur-Paradoxe. Wenn man irgend jemand, der mit atemloser Aufmerksamkeit dem Steigen eines mit Gas gefüllten Ballons zusieht, sagen würde, daß der Ballon eben deshalb nach oben steigt, weil die Erde ihn nach unten zieht, so wird er das Gesagte zuerst bestenfalls für einen übel angebrachten Scherz ansehen. Und dennoch ist es buchstäblich wahr: die Anziehung der Erde, die sich ungleichmäßig auf die gleichen Raunteile der dichten Luft und des viel dünneren Leuchtgases verteilt, bewirkt letzten Endes, daß der Ballon mit Gas nach oben sozusagen „hinausgedrückt“ wird. Dasselbe Verfahren, dem scheinbar Bekannten und Alltäglichen die paradoxe, dem „gesunden Menschenverstand“ widersprechende Form zu geben, läßt sich fast auf alle und jede Naturerscheinung ausdehnen. Welchen Zweck hat das aber? Nun etwa denselben wie der Zusatz von Würze und dergleichen zu unserer alltäglichen Speise: die geistige Aufnahmefähigkeit wird angeregt, manche Erscheinung, die ihrer Alltäglichkeit wegen zunächst gar nicht beachtet wird, kommt auf diese Weise überhaupt erst zum Bewußtsein, die Gesetze, die zu toten Formeln hinabzusenken drohten, bekommen auf einmal neuen Reiz und frisches Leben. So ist es für jeden, der auf die pädagogische Seite der naturwissenschaftlichen Bildung das gebührende Gewicht legt, eine hohe Bemühtung, sich ein Buch anzutreffen, das das besagte Verfahren konsequent einschlägt und es ohne Uebertreibung und geuchte Originalität mit Erfolg durchführt. Ein solches Buch, betitelt „Natur-Paradoxe“, das Dr. C. Schäffer nach dem gleichnamigen englischen Werk bearbeitet hat, bringt uns der bekannte Verlag von V. G. Teubner zum verhältnismäßig billigen Preise von 8 M. für das gebundene und gebogene ausgestattete Exemplar. In etwa 70 Kapiteln werden die Gebiete der Physik, Chemie, Biologie und Psychologie durchstreift und überall solche Tatsachen ausgespiert, die der täglichen Erfahrung ins Gesicht schlagen und dennoch ganz „natürlich“ sind.

Wie ein Körper bergan rollt, wie eine Flüssigkeit durch Sieden zum Gefrieren gebracht wird, wie kaltes Wasser Hitze erzeugt, dies alles und ähnliches erfährt der Leser, der sich auf anregende Weise in den Naturerscheinungen zurechtfinden will, aus diesem Buch. Am gelungensten sind, wie es sich übrigens aus der Natur der Sache selbst ergibt, die physikalischen, insbesondere aber die mechanischen Paradoxe. Wo die Prinzipien so klar und einfach sind, daß sie beinahe als selbstverständlich erscheinen, da nimmt jede scheinbare Verletzung des täglichen Erfahrungsbildes den Charakter eines Rätsels an. Dafür ein Beispiel. Gleich im ersten Kapitel wird uns ein Wagen präsentiert, der auf wagerechtem Boden leichter beladen als leer zu ziehen ist. Das klingt beinahe als eine Verhöhnung des gesunden Menschenverstandes, entpuppt sich jedoch als eine sinnreiche Erfindung der japanischen Inrikisha-Führer, die ihren kleinen Zweiradwagen so bauen, daß er nicht nur ein Beförderungsmittel für Passagiere, sondern zugleich auch eine Stütze für sie selber darstellt. Die Gesetze des Hebels und der Unterchied zwischen Rollen und Tragen von Lasten erzeugen durch ihr Zusammenwirken diese verblüffende Erscheinung.

Etwas nicht minder Verblüffendes tritt uns gleich im zweiten Kapitel entgegen, wo nachgewiesen wird, daß bei einem D-Zug, der mit 90 Kilometer stündlicher Geschwindigkeit westlich in der Richtung nach Hamburg fährt, jedes Rad eines jeden Wagens in jedem Augenblick einen Teil an seinem Spurring hat, der sich mit 15 Kilometer stündlicher Geschwindigkeit ostwärts nach Berlin bewegt. Auch dieser so unsinnig klingende Satz wird durch die nähere Betrachtung der Natur der rollenden Bewegung vollständig klar. Und so bringt jeder im Buche besprochene Fall, mag er auch mehr oder minder paradoxal erscheinen, eine Belehrung und Anregung.

### Geologisches.

Der Ursprung der „Pfannen“ in Südafrika. In wirtschaftlicher Beziehung, sowohl für die Siedlungen als auch für die Verkehrswege, haben die sogenannten Pfannen für Deutsch- und Britisch-Südafrika die größte Bedeutung. Es sind flache, schalenförmige Vertiefungen, in denen Quellen sich befinden und das Regenwasser längere Zeit erhalten bleibt. Von Pfanne zu Pfanne ziehen sich die Verkehrswege, hier liegen die Siedlungen. Es gibt Pfannen von wenigen Metern bis zu 30 Kilometern Durchmesser und von wenigen Zentimetern bis zu 50 Metern Tiefe. Fast alle zeichnen sich in trockenen Zeiten durch Ausbildung von Salzkrusten am Boden aus. Nach einem Aufsatz in „Petersmanns Mitteilungen“ war Johnson der erste, der auf die eigentümliche Entstehung der Pfannen durch die Tätigkeit der Tiere aufmerksam machte. Wo an Quellen oder in tiefer gelegenen Gebieten in der trockenen Jahreszeit Wasser zu finden war, sammelten sich nämlich die gewaltigen Tierherden der Steppe, um zu trinken. Durch deren Hufe wird der Untergrund erweicht und zerbröckelt, teilweise auch schon von ihnen allmählich weggetragen; mit der fortschreitenden Austrocknung treibt dann der Wind die zerklüfteten Gesteinsmassen allmählich fort, um sie in der Nähe als Dünen abzulagern. Ein weiteres Lockmittel für die Tiere, selbst in trockenen Zeiten, mag dann das am Boden auskristallisierte Salz der Pfannen sein, das von den Quellen und periodischen Flüssen hier abgelagert wird. Hustiere lieben besonders leidenschaftlich das Salz; und unter ihrem Gewicht bricht nicht allein das Salz ein, auch das darunter liegende Gestein wird zerplittert und zermürbt, und neue Angriffspunkte werden für die Winderosion geschaffen. Jedenfalls haben wir hier eines der seltenen Beispiele, daß Tiere unmittelbar größere geologische Wirkungen auszuüben vermögen.